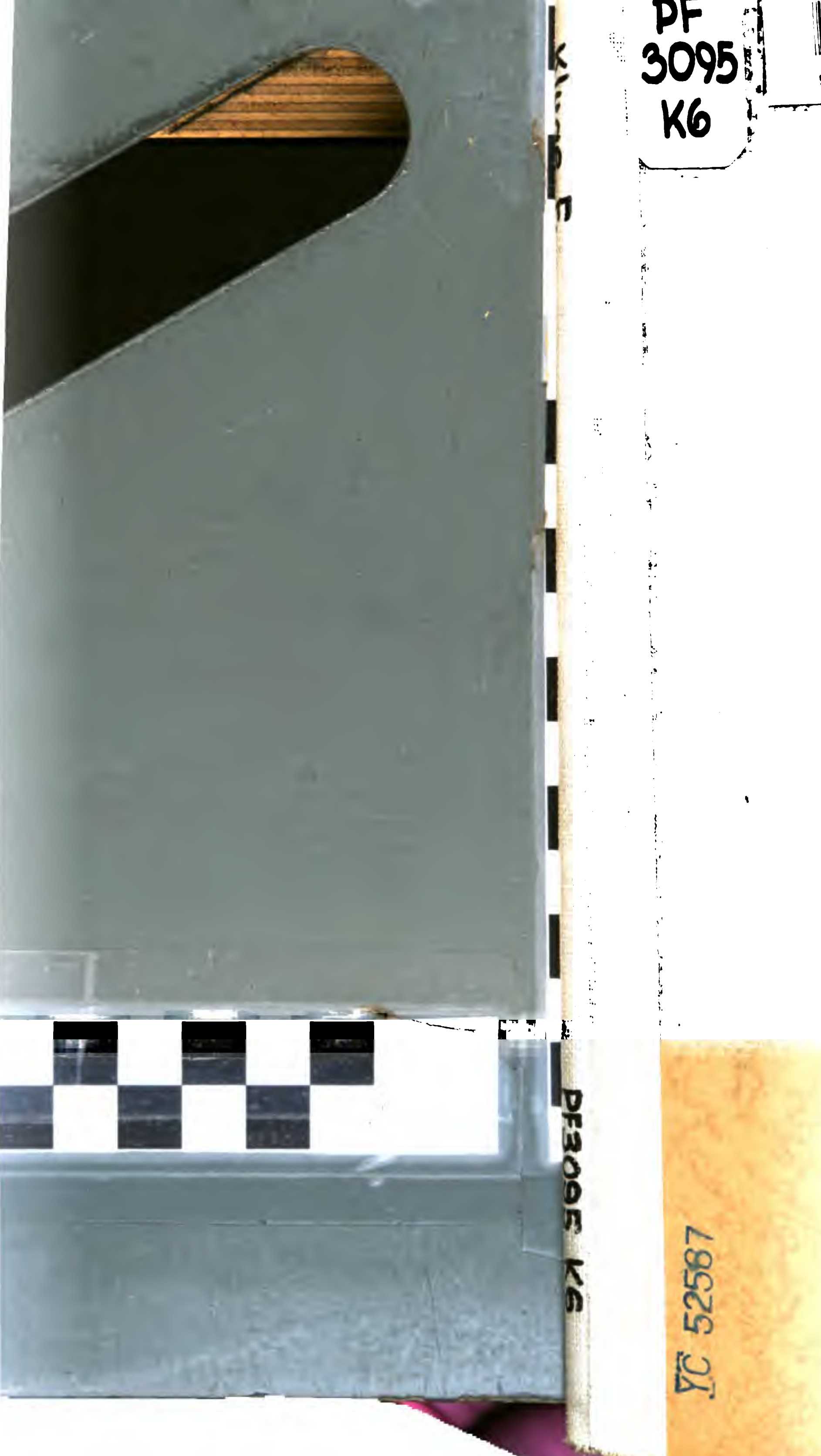
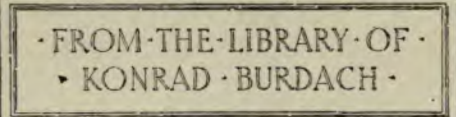
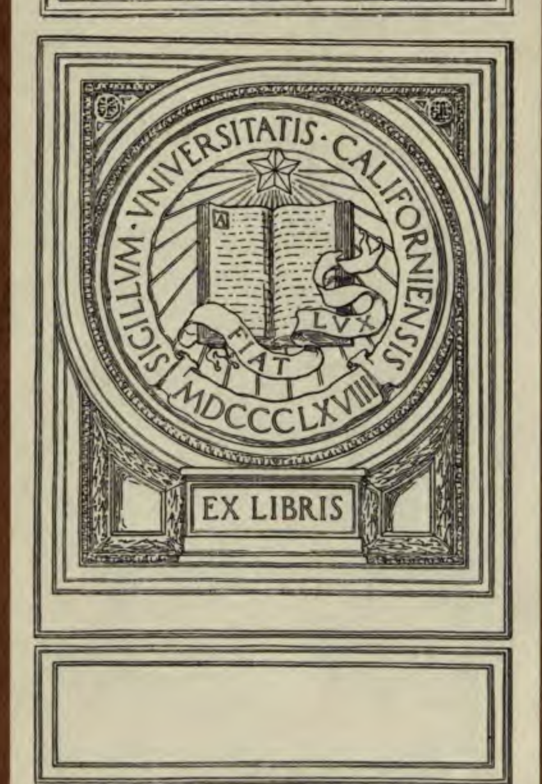

PF
3095
K6
PF3095 K6
YC 52587


UC-NRLF
$B 63 078





Geschenk des Verfassers.

Kluge,

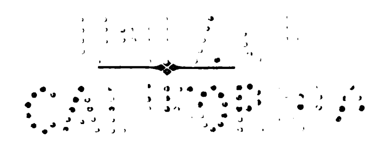
Die Entstehung unserer Schriftsprache.

Antrittsvorlesung.

Jena 1886.



Die Entstehung unserer Schriftsprache.



Antrittsvorlesung

gehalten in der Aula der Universität Jena
am 5. Mai 1886

von

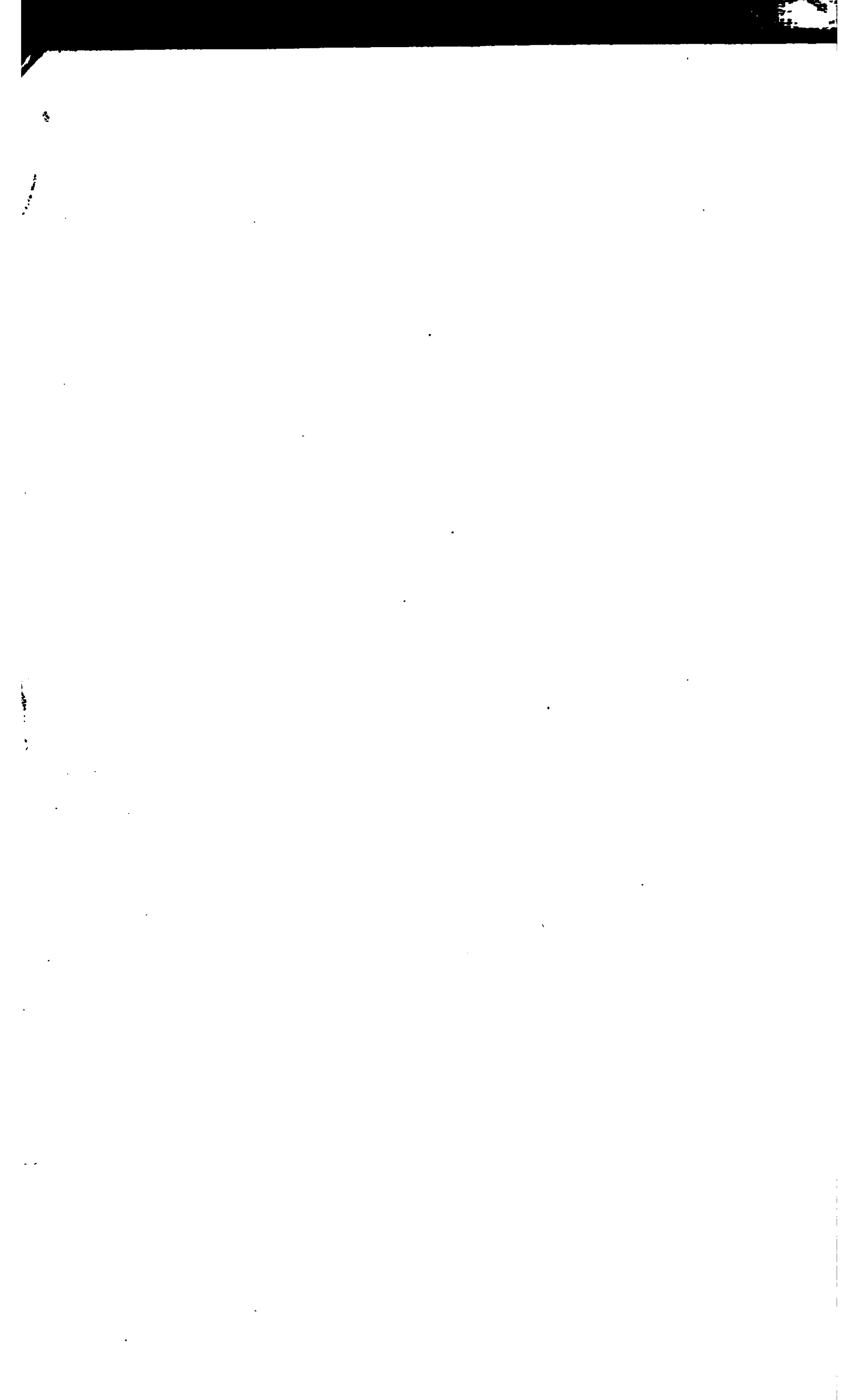
Prof. Friedrich Kluge.

Jena 1886.

Heinrich und Therese Schmitz

in treuer Liebe und Dankbarkeit dargebracht

zum 26. November 1886.



Hochansehnliche Versammlung!

Die Aufgaben, welche dem Germanisten wie jedem andern Philologen zufallen, sind zweifacher Art: Form und Gehalt seiner Materien können ihn beschäftigen. Wie Schale und Kern, so verhalten sich Form und Gehalt; beide zusammen bilden erst die organische Einheit aller philologischen Thätigkeit: das Endziel bleibt stets der Gehalt. Der Philologe will das geistige Leben entschwundener Zeiten und Völker erschließen und den Zusammenhang einzelner Bewegungen und Persönlichkeiten für die Gesamtentwicklung ihrer Volksgemeinschaft erkennen: da liegt der Kern aller Philologie. Schrift, Sprache, Metrum — kurz Formen — sie sind die Schale, die aus jenem Kern als seine Hülle emporwächst.

Wie die äußere Form und der Gehalt mit einander verwachsen sind — das hat die gelehrte Thätigkeit meines Amtsvorgängers in das hellste Licht gesetzt. Wer wie Sievers alle formellen Disciplinen ausgebildet und doch aus lautlichen und metrischen Kriterien ungeahnte litte-

rarische Zusammenhänge für das germanische Altertum erschlossen hat — den trifft der Vorwurf einseitiger Thätigkeit nicht, den man seiner sprachlichen Richtung macht.

Überhaupt aber zeigt dieser Vorwurf kein Verständnis für die Bedeutung der Sprachstudien. Die Grammatik ist die Basis aller philologischen, speciell aller sprachgeschichtlichen Arbeit; nirgends ist sie Selbstzweck. In seiner ‚Geschichte der deutschen Sprache' brachte Jac. Grimm zum erstenmale den inneren Zusammenhang von germanischer Sprache und germanischem Altertum, den Leibniz bereits geahnt, in exakter Weise zur Darstellung. Der Zusammenhang von Sprachgeschichte und Kulturgeschichte, von ‚Sprachvergleichung und Urgeschichte' ist gewiß ein Hauptziel der historischen wie der prähistorischen Grammatik. Und gerade an unserer Hochschule darf dieses Ziel nicht verrückt werden, nachdem hier Schleicher vor 30 Jahren die Mundart von Sonneberg studierte, um ‚ein Bild des wahrscheinlich bald völlig schwindenden Volkstums seiner Vaterstadt' damit entwerfen zu können — nachdem hier Heinr. Rückert die Entwicklung der deutschen Schriftsprache im Zusammenhange unserer nationalen Kultur darzustellen einen ersten Versuch gemacht hat.

In unserer Schriftsprache hat der deutsche Sprachforscher naturgemäß die nächstliegenden und die bedeutsamsten Ausgangspunkte und Zielpunkte seiner Arbeit. Denn den Mundarten gegenüber hat sie die festeste und allgemeinste Verbreitung, sie reflektiert alle äußeren Momente, welche auf die gesamte, als Einheit gedachte Nation

eingewirkt haben; sie spiegelt alle geistigen Regungen im Leben der Nation wider; und — vergessen wir es auch nicht, daß in der Neuzeit die einheitliche Schriftsprache unserm Volke stets das Ziel politischer Einheit vorgehalten und dadurch an der höchsten nationalen Errungenschaft unserer Tage einen Hauptanteil hat!

Von einem nicht exklusiv grammatischen Standpunkt aus fordert daher die neuhochdeutsche Sprachgeschichte unser Interesse sowohl wie unsere Arbeit in weit höherem Maße als die mittelhochdeutsche Litteratursprache der höfischen Dichter.

Daß Luther die neuhochdeutsche Schriftsprache nicht eigentlich geschaffen hat, steht durch Thatsachen zur Genüge fest. Schon 1500 sind in Leipzig Bücher in demselben Schriftdeutsch gedruckt; schon von 1516 an gingen aus straßburger, auch aus baseler Druckereien Bücher in der Gemeinsprache hervor. Schon seit 1500 bieten die Reichstagsakten nicht mehr wie früher Mundarten, sondern die über den Mundarten stehende neue Sprache, welche also mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts litteraturfähig wird. Böhmen war ihre Heimat; sie war in den kaiserlichen Kanzleien aufgewachsen und das ganze 15. Jahrhundert hindurch im stillen groß geworden. Die churfürstlichen Kanzleien Mitteldeutschlands hatten sie aufgenommen; aber ihr heimatlicher Charakter war im ganzen unverändert geblieben. Dieser Charakter ist die baierisch-östreichische Vokalgebung. Schwaben, die Heimat der mittelhochdeutschen Litteratursprache, hatte endgültig die

litterarische Hegemonie in Deutschland aufgegeben, die ihr im höfischen Zeitalter zukam. Freilich geht die Hegemonie nun keineswegs an den baierisch-östreichischen Dialekt über. Was diesem die Schriftsprache ausschließlich dankt — ist einzig die Vokalgebung. Und diese macht nur einen Teil des Charakters unserer modernen Sprache aus — und nicht den wesentlichsten. Was im Neuhochdeutschen das Lebendige in Stil und Wortschatz ist, danken wir keineswegs den kaiserlichen Kanzleien, das trägt mitteldeutsches Gepräge und dieses Gepräge hat Luther unserer Sprache aufgedrückt.

Das gemeine Deutsch, dessen sich der Reformator bedient, war nichts Neues, nichts Unverständliches. „Ich habe — sagt er in den Tischreden einmal — keine gewisse sonderliche eigene sprache im Deutschen, sondern gebrauche die gemeine deutsche Sprache, damit mich Hoch- und Niederdeutsche verstehen können. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, der alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgen; darum ist sie auch die verbreitetste Gemeinsprache."

Luther ist sich seines Zusammenhanges mit der chur-fürstlich-sächsischen Kanzlei bewußt — aber nichtsdestoweniger treffen wir ihn in heftiger Opposition gegen die Kanzlei. „Ich meinte — sagt er — ich wäre gelehrt und weiß mich auch gelehrter als aller hohen Schulen Sophisten von Gottes Gnaden. Aber nun sehe ich, daß ich meine angeborene Sprache noch nicht kann. Auch habe ich bisher noch kein Buch noch Urkunde gelesen, darin rechte Art deutscher Sprache wäre; es achtet auch niemand recht

deutsch zu reden, sonderlich die Herren Kanzlisten und Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen denken, sie hätten Macht die deutsche Sprache zu ändern und erfinden täglich neue Worte — beherzigen, behändigen, ersprießlich, erschießlich u. dergl."

Diese Entrüstung über die herrschende Kanzleisprache trifft nicht den Lautbestand, der im Grunde genommen ja doch auch für uns Nebenwerk ist, sondern die ganze Sprache als Organ des Gedankens. Stil und Syntax und Wortschatz des Kanzleideutsch waren zu steif und ungelenk, zu pedantisch und leblos, um einer kräftigen Volksnatur wie Luther als Medium seiner litterarischen Wirksamkeit zu dienen. Was der Sprache fehlt und wie es wiederzugewinnen — das ist ihm klar. „Die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt fragen und ihm aufs Maul sehen" — so lautet sein Programm, dessen Einhaltung ihn zum Begründer der neueren Sprache gemacht hat. Wir können es einer altverbürgten Tradition glauben, nach welcher Luther etliche Hammel habe abstechen lassen, um die Namen ihrer einzelnen Gliedmaßen von den Fleischern zu erfahren.

So lernt Luther die Sprache des Volkes, und die volkstümliche Sprache seines neuen Testaments, seiner Flugschriften und Kirchenlieder — deren Ungestüm und Anmut, Lieblichkeit und Donner die nachfolgenden Generationen stets als seine eigenste Errungenschaft angesehen

haben — wird in kürzester Zeit die Lehrmeisterin von ganz Deutschland.

Vor allem schnell fügt sich Niederdeutschland. Die hochdeutsche Predigt lutherischer Geistlichen wird um 1530 in Braunschweig verstanden; protestantische Geistliche, die in Wittenberg in Luthers Sprache geschult waren, werden über ganz Norddeutschland hin zerstreut. Schon in den 30er Jahren erscheinen hochdeutsche Schriften für ein ausschließlich niederdeutsches Publikum, um 1550 werden mecklenburgische Reskripte hochdeutsch geschrieben, vor 1600 werden in pommerschen Gymnasien die alten Klassiker in Ausgaben mit hochdeutschen erläuternden Anmerkungen gelesen.

Die deskriptive Grammatik, die im Verein mit der historischen in unserm Jahrhundert so bedeutsame Resultate erzielt, ist ein Kind der Reformation; erst mit der Sprache Luthers, mit dem entschiedenen Siege der neuen Gemeinsprache über die Mundarten, mit hochdeutschen Litteraturwerken von nationaler Bedeutung tritt die deutsche Grammatik auf — und des Zusammenhanges mit der Reformation bewußt, konstatiert sie anfänglich Luthers Gleichberechtigung neben der Kanzlei, dann Luthers ausschließliche Autorität. Um 1540 faßt Paul Rebhuhn den Plan einer deutschen Grammatik, der freilich nicht verwirklicht wurde, mit dem ausgesprochenen Programm, mitzuwirken „zur Erhaltung des feinen, artigen und hochberedten der deutschen Zungen unseres lieben Vaters

Dr. Martin Luthers deutschen Schriften.“ 1578 erschien eine deutsche Grammatik von Joh. Claius, worin Luther als Klassiker, als ausschließliche Sprachnorm hingestellt wird. Claius betrachtet und bezeichnet Luthers Sprache als eine direkte Offenbarung des heiligen Geistes; alle seine Belege sind aus den Werken des Reformators entnommen. Um so bedeutsamer ist die Thatsache, daß 1595 diese selbe Grammatik im münchener Jesuitenkollegium gebraucht worden ist, obwohl Belege darin zu finden sind wie:

Ein veste Burg ist unser Gott

und

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steuer des Pabst und Türken Mord.

So beugt sich noch das Jahrhundert der Reformation vor dem Sprachgewaltigen. Niederdeutschland und Oberdeutschland, Katholicismus und Protestantismus, Kanzel und Katheder, Praxis und Theorie — sie alle erkennen den Sieg der Sprache Luthers an.

Ich glaube nicht, daß die Frage berechtigt ist, ob Luther die neue Zeit eröffnet, ob wir seine Sprache wirklich als neuhochdeutsch bezeichnen dürfen. Aber diese Frage ist wirklich aufgeworfen worden von einem der hervorragendsten deutschen Philologen und mit ‚nein‘ beantwortet. Scherer hat die 300jährigen Epochen seiner Litteraturgeschichte, seine männlichen und frauenhaften Perioden auch auf unsere Sprachgeschichte übertragen; an seine litterarische Übergangsperiode von 1350—1650 hat er eine sprachliche Übergangsperiode geschlossen;

haben — wird in kürzester Zeit die *Lehrmeisterin von ganz Deutschland*.

Vor allem schnell fügt sich Niederdeutschland. Die hochdeutsche Predigt lutherischer Geistlichen wird um 1530 in Braunschweig verstanden; protestantische Geistliche, die in Wittenberg in Luthers Sprache geschult waren, werden über ganz Norddeutschland hin zerstreut. Schon in den 30er Jahren erscheinen hochdeutsche Schriften für ein ausschließlich niederdeutsches Publikum, um 1550 werden mecklenburgische Reskripte hochdeutsch geschrieben, vor 1600 werden in pommerschen Gymnasien die alten Klassiker in Ausgaben mit hochdeutschen erläuternden Anmerkungen gelesen.

Die deskriptive Grammatik, die im Verein mit der historischen in unserm Jahrhundert so bedeutsame Resultate erzielt, ist ein *Kind der Reformation*; erst mit der Sprache Luthers, *mit dem entschiedenen Siege der neuen Gemeinsprache über die Mundarten*, mit hochdeutschen Litteraturwerken von nationaler Bedeutung tritt die *deutsche Grammatik auf* — und des Zusammenhanges mit der Reformation bewußt, konstatiert sie *anfänglich Luthers Gleichberechtigung neben* der Kanzlei, *dann Luthers ausschließliche Autorität*. Um 1540 faßt Paul *Rebhuhn* den Plan einer deutschen Grammatik, der freilich nicht verwirklicht wurde, mit dem *ausgesprochenen* Programm, mitzuwirken „zur Erhaltung des feinen, artigen und hochberedten der deutschen Zungen unseres lieben Vaters

Dr. Martin Luthers deutschen Schriften.“ 1578 erschien eine deutsche Grammatik von Joh. Claius, worin Luther als Klassiker, als ausschließliche Sprachnorm hingestellt wird. Claius betrachtet und bezeichnet Luthers Sprache als eine direkte Offenbarung des heiligen Geistes; alle seine Belege sind aus den Werken des Reformators entnommen. Um so bedeutsamer ist die Thatsache, daß 1595 diese selbe Grammatik im münchener Jesuitenkollegium gebraucht worden ist, obwohl Belege darin zu finden sind wie:

Ein veste Burg ist unser Gott

und

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steuer des Pabst und Türken Mord.

So beugt sich noch das Jahrhundert der Reformation vor dem Sprachgewaltigen. Niederdeutschland und Oberdeutschland, Katholicismus und Protestantismus, Kanzel und Katheder, Praxis und Theorie — sie alle erkennen den Sieg der Sprache Luthers an.

Ich glaube nicht, daß die Frage *berechtigt* ist, ob Luther die neue Zeit *eröffnet*, ob wir seine Sprache wirklich als *neuhochdeutsch* bezeichnen dürfen. Aber diese Frage ist wirklich aufgeworfen worden von einem der hervorragendsten deutschen Philologen und mit ‚nein‘ beantwortet. *Scherer* hat die 300jährigen Epochen seiner Litteraturgeschichte, seine männlichen und frauenhaften Perioden auch auf unsere Sprachgeschichte übertragen; an seine *litterarische Übergangs*periode von 1350—1650 hat er eine *sprachliche Übergangs*periode geschlossen;

seine Neuzeit für Sprache und Litteratur datiert er von 1650. Luther ist ihm der Höhepunkt, das Kraftcentrum der Übergangsepoche, Schottel eröffnet das Neuhochdeutsche.

Hiermit, glaube ich, erhält weder Luther noch Schottel eine richtigere Stellung in der Sprachgeschichte, als ihnen bis vor 10 Jahren ganz allgemein und widerspruchslos zuerkannt wurde. Am schwersten wird man sich entschließen, Schottel in den Beginn der Neuzeit zu stellen. Er war Wolfenbüttler Hofrat, Sprachreiniger und Schwärmer für unsere uralte Haupt- und Heldensprache, — aber eine durchschlagende Bedeutung kommt ihm keineswegs zu, wie er als Sprachforscher denn weit hinter dem etwas späteren Leibnitz zurücksteht. Wir werden bald sehen, daß nicht mit jener patriotischen Sprachbetrachtung eine mehr moderne Zeit in der Sprache beginnt, wofern man einen Einschnitt in die Periode von Luther bis zur Jetztzeit machen will.

Es würde sich hier um eine Definition des Begriffes neuhochdeutsch handeln, um Scherers Behauptung zurückzuweisen. Diese läßt sich erst geben, wenn wir die Sprache der neuesten Zeit und ihre Genesis erkannt haben.

Es ist bereits gesagt, daß Luther mit dem baier.-östreich. Vokalismus seiner Sprache durchaus auf dem Boden des modernen Deutsch steht. Auch der Wortschatz Luthers ist in allen wesentlichen Punkten modern: groß und klein, klug und Kopf, wenig, Hügel u.s.w. sind Worte, die für das Neuhochdeutsche durchaus charakteristisch sind; dem Mittelhochdeutschen sind sie entweder völlig

fremd oder wenigstens in unserer jetzigen Bedeutung unbekannt — und Luther gebraucht sie genau wie wir und kennt ihre älteren Vertretungen nicht mehr.

Der Charakter von Luthers Sprache steht im ganzen fest. Und eine genauere Betrachtung der eben vorgeführten Momente zeigt, daß diese dem Mittelhochdeutsch unbekannten Worte erst durch Luther litteraturfähig geworden sind. In der Sprache der höfischen Klassik, welche auf dem schwäb. Dialekt beruht, fehlen die vorhin angeführten Worte, wie sie ursprünglich auch dem schwäb. Dialekt fehlen. War das litterarische Übergewicht Schwabens vernichtet und die Hegemonie mit der Reformation nach dem östlichen Mitteldeutschland gekommen — so wird der schwäb. Wortschatz durch mitteldeutsche Elemente verdrängt; es liegt nicht mehr wie für die höfischen Dichter ein Bann auf mitteldeutschem Sprachmaterial. Und Luther ist es, der es dem neuen Gemeindeutsch zuführt.

Daß dieser Bann gebrochen, war für die Einheit der litterarischen Produktion von der höchsten Bedeutung. Die mitteldeutschen Gebiete nehmen innerhalb der deutschen Mundarten eine glückliche Mittelstellung ein; von Haus aus dem Niederdeutschen näher verwandt, wie es der gesamte Wortschatz lehrt — sind sie um 800 in die große Sprachbewegung gerissen, welche von Oberdeutschland ausgegangen ist. Die Bewegung der oberdeutschen Lautverschiebung hat einen großen Teil mitteldeutscher Gebiete affiziert. So trägt der mitteldeutsche Dialekt doppelten Charakter, wodurch er sich besonders für die litterarische

Mission eignet, die er durch Luther erhalten. So tritt auch der mitteldeutsche Wortschatz an Stelle des schwäbischen in die Schriftsprache.

Das oberdeutsche gedingen wird nun in der Litteratur durch das fränk.-sächs. hoffen ersetzt; unser Ufer, das eigentlich den Franken und Sachsen zukommt, wird schriftdeutsch für das oberdeutsche Staden und Gestade der höfischen Dichter. So sind horchen und gehorchen, so ist fühlen fränkisch und sächsisch und daher erst mit Luther, aber nicht in der schwäb. Hofsprache litteraturgemäß. Für das uralte michel sagen wir seit Luther mit einem fränk.-sächs. Adjektiv groß. Das mitteldeutsche echt tritt an die Stelle von êhaft, Richte an die Stelle des Riftel.

So werden Worte, welche von den klassischen Dichtern der Blüteperiode gemieden wurden, von Luther bevorzugt, weil sie in der größeren Nordhälfte Deutschlands die herrschenden waren. Auch rein fränk. Worte wie Ziege für oberdeutsch Geiz, Hügel für oberdeutsch Bühel und niedersächs. Worte wie fett für hochdeutsch feist, Lippe für oberdeutsch Lefze erlangen mit und durch Luther Eintritt in die Litteratur. Dann macht er specielle ostmitteldeutsche Worte wie Kahn für Nachen oder wie die slavischen Lehnworte Schöps und Grenze zu Gemeingut des Schriftdeutschen.

Stimmt wie die Lautgebung so auch der Wortschatz von Luthers Sprache mit dem modernen Schriftdeutsch überein, so müssen wir die Frage er-

heben, ob nicht ebenso gewichtige Momente wie die angeführten vielleicht doch gegen den neuhochdeutschen Charakter des 16. Jahrhunderts und somit für Scherers Epochen sprechen. Von seiten Scherers und eines Anwalts, den er gefunden, ist bisher mit einer beliebten Form des Beweises ein Beispiel für hunderte angeführt. Es ist bekannt, daß die alte Präteritalbildung Singular und Plural in Bezug auf die Tonvokale unterschied: mhd. ich wart — wir wurden, ich bant — wir bunden, ich bôt — wir buten, ich trouc — wir trugen, ich beiz — wir bizzen u.s.w. Der Gang der späteren Sprachentwicklung beseitigt die eine Form: wir sagen ich bôt — wir bôten, ich biß — wir bissen, ich floß — wir flossen u.s.w. Daß Luther nun noch ich beiß — wir bissen, ich greif — wir griffen sagt, hat man für den Charakter seiner Sprache geltend gemacht und es dabei für gleichgültig erachtet, daß im vorigen Jahrhundert ich band — wir bunden, ich fand — wir funden schriftgemäß war. Sind die letzteren Flexionen kein Zeugnis gegen den neuhochdeutschen Charakter des 18. Jahrhunderts, so kann Luthers Flexion ich greif — wir griffen nichts für seinen mittelhochdeutschen Charakter erweisen.

Es ist nicht zu bestreiten und ist auch nie bestritten worden, daß unsere moderne Schriftsprache von der Sprache Luthers sich weit mehr unterscheidet, als derjenige glaubt, dem die Sprache des 16. Jahrhunderts eine terra incognita

geblieben. Unsere Litteratursprache ist nichts Abgeschlossenes. Man muß sich den von Herm. Paul gezeichneten Charakter einer Schriftsprache vergegenwärtigen, um von ihr nicht ciceronianische Starrheit zu verlangen. Die Schriftsprache ist stets ein künstliches Produkt, ein Erzeugnis zunächst des litterarischen — nicht des mündlichen Verkehrs; sie kann Verkehrssprache werden, zunächst dient sie litterarischen Zwecken. Ein künstliches Produkt hat das andere abgelöst, wenn an Stelle des gelehrten Latein ein gelehrtes Deutsch tritt. Würde die Litteratursprache die feste Sprachform der Ciceronianer erhalten, sie würde schon längst zu den toten Sprachen gehören wie das Latein des Mittelalters oder das klassische Sanskrit. Das pulsierende Leben der Nation auf der einen Seite und das der natürlich wachsenden Volkssprache anderseits würden die in einer älteren Kultur wurzelnde Sprache zu bald überholt haben, wenn diese in starrer Unbeweglichkeit und in fester Abgeschlossenheit sich aller Neuerungen erwehren wollte. Fordert und bildet der Fortschritt der Kultur und des nationalen Lebens überhaupt reichere Materialien — so beobachten wir auch in völlig unwesentlichen Zügen Veränderungen, die eine Erklärung aus dem niederen Sprachleben, d. h. aus den Volksmundarten erheischen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war heisch und heischer schriftgemäß, während später heiser überwiegt. Das fränk.-mitteldeutsche genung tritt um die gleiche Zeit in der Schriftsprache gegen genug zurück.

An Stelle von Luthers Gebirge gebraucht die Litteratur des vorigen Jahrhunderts lieber das rheinische Gebürge, und wir ziehen wieder Gebirge vor. So unterliegt auch die Litteratursprache dem Wechsel; und manches Element, das den Stempel uralter Prägung zu tragen scheint, ist oft eine neueste Errungenschaft. Nicht leicht würde jemand zweifeln, das Adjectivum wach für eine urgerm. Bildung und für das Grundwort von wachen zu erklären; und doch beansprucht umgekehrt wachen das urgerm. Alter, und wach ist als notorische Schöpfung des vorigen Jahrhunderts erst ein Derivat von wachen.

Der Gesamtcharakter einer Schriftsprache kann unverändert bleiben trotz solchen Wandels in Einzelheiten. Erst wo große und gewaltsame Störungen den gesamten Organismus der Sprachentwicklung ergreifen wie die Ablösung der schwäbischen Litteratursprache durch die Kanzlei und die Reformation — erst da können wir wichtige Wendepunkte der Sprachgeschichte ansetzen. Aber man würde fehlgehen, wenn man um 1650 einen solchen Wendepunkt fixieren wollte. Diese Zeit der patriotischen Schwärmerei für unsere uralte Haupt- und Heldensprache ist für die Anfänge der Sprachforschung von der größten Bedeutung, für die Sprache selbst — von der Entwelschung abgesehen — ziemlich irrelevant. Das letztere gilt mehr von Schottels, das erstere mehr von Leibnitzens linguistischer Thätigkeit.

Will man aber eine Werdezeit für unsere allermodernste Litteratursprache ansetzen, so haben die Jahre

1720—1750 allein darauf Anspruch. Ich verzichte darauf, die Genesis unserer poetischen Sprache durch Klopstock zu beleuchten — eine Aufgabe, der bereits durch die Gottschedianer vorgearbeitet ist und die neuerdings besonders durch Erich Schmidt wieder in Angriff genommen ist. Auch in der Entwicklung der Prosasprache hat das zweite Viertel desjenigen Jahrhunderts, dessen Dichtungen unser Jenaer Hettner die eindringlichste und tiefste Gesamtdarstellung gewidmet hat, bedeutsame Thatsachen verzeichnet.

Das östliche Mitteldeutsch, das durch den Reformator in der Litteratur die sprachliche Hegemonie erhalten, bewahrt durch das 17. wie durch das 16. Jahrhundert seine autoritative Stellung. Schottel spricht für seine Zeit, die er sich in ununterbrochenem Zusammenhang mit Luther denkt, wenn er sagt: „Die vierte Denkzeit — ‚Periode' nach dem Gebrauch der Sprachreiniger — wird mit Herrn Luthero einfallen, der zugleich alle Lieblichkeit, Zier, Ungestüm und Donner in die deutsche Sprache gepflanzet, die rauhe Bürde in vielem ihr abgenommen und den Deutschen gezeiget, was ihre Sprache — wenn sie wollten — vermögen könnte. Und dieses Zeugnis ist Luther von denen, die ihm geneigt und sonst ungeneigt gewesen, gegeben; muß ihm auch itzo von jedermann — er hasse oder liebe ihn — zuerkannt werden hinsichtlich der deutschen Sprache; auch ist zu verspüren, wie von der Zeit allerwegen die deutsche Sprache zugenommen und bereichert worden; das beweisen alle Schriften,

so von Jahr zu Jahr herauskommen." Bis zum Schluß des 17. Jahrhunderts halten die Meistersinger an der Autorität Luthers fest. Grammatik und Wörterbuch verkündet das Lob des Obersächsischen oder Meißnischen. „Auf diesem Gebiet — so ungefähr äußert sich der Lexikograph Frisch 1691 — war die deutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen und aufs glücklichste geziert und geschmückt worden. Hier empfängt sie täglich einen erneuten lieblichen Glanz von dem prächtigsten Dresden, dem heiligen Wittenberg und der süßesten aller Städte Leipzig — das auch von seinem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle eine milde Beisteuer verehret." Von diesem Gebiete, das Frisch markiert, wird denn auch die Reinheit der deutschen Sprache gegen alle Bedrohnisse verteidigt von demjenigen, den Heinr. Rückert mit Recht als den korrekten Abschluß eines sprachgeschichtlichen Abschnitts bezeichnet, von Gottsched.

Das Bild dieses Mannes, dessen Züge in den litterarischen Kämpfen der Zeit bis zur Fratze entstellt sind, gewinnt seit etwa 30 Jahren an bedeutsamen Zügen. In der Sprachgeschichte hat er eine hervorragende Stellung sich erobert, indem er auf die Sprache selbst direkten Einfluß ausübt.

Gottsched hatte dieselben Kämpfe für seine Sprache zu bestehen wie Luther und wider die gleichen Gegner.

Der Einfluß der Kanzlei war durch Luther gebrochen, aber immer wieder suchte er sich geltend zu machen. Die

Meistersinger des 17. Jahrhunderts stehen ihr nicht feindlich entgegen, aber Gryphius verspottet sie. Der alte Feind aller Litteratursprache *lebt* also noch. Und Gottsched, der Litteratur- und Sprachwart des neuen Jahrhunderts — zieht *gegen diesen Erbfeind* unserer Schriftsprache mit dem *Eifer des Reformators* zu Felde. Es war wie früher ein Kampf um die *sprachliche, weiterhin die geistige Hegemonie* in Deutschland: soll Oberdeutschland oder soll Mittel- und Norddeutschland herrschen?

Scherer!

Wien, der Sitz des kaiserlichen Hofes und der Reichsregierung, hatte Lobredner. In den acta publica des Westfälischen Friedens beklagt sich im Jahre 1734 der Herausgeber von Meyern — Braunschweig-Lüneburger Hof- und Kanzleirat — daß die abgedruckten Verhandlungen der Gesandten — weil möglichst wortgetreu wiedergegeben — in der Schreibart nicht so rein und pur seien, „wie es zu unsern Zeiten nicht nur unter den Gelehrten erfordert wird, sondern auch wirklich an den Höfen und Kanzleien zur größten Ehr und Ruhm unseres Vaterlandes in Übung und Schwang gebracht: in welchem Stücke sonderlich *Wien*, die *höchste Schule der Welt*, den Vorzug mit Recht vor allen übrigen behauptet.“

In Südwestdeutschland sucht sich die Kanzleisprache des Reichskammergerichts von Speier litterarische Geltung zu erobern. Schon um 1600 hat ein Grammatiker — Helber mit Namen — Speier unter den Hauptorten der neuen Schriftsprache angeführt, Grimmelshausen hatte später

ihre Bedeutung verfochten, und im Jahre 1755 entbrennt ein heftiger Streit zwischen einem Lobredner der speierschen Kanzleisprache und Gottsched.

Wie Luther, so ereiferte sich auch Gottsched gegen alles, was aus den Kanzleien Eingang in die Litteratur zu erlangen drohte. Daß die Gefahr, welche unserer Sprache von dieser Seite drohte, nicht überschätzt werden konnte, zeigen einige lexikalische Momente, die trotz allen Warnens aus der Amtssprache des Reiches in die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts gedrungen sind. Blieb der Sieg auch im ganzen dem Meißnischen unbestritten, so brachte doch auch die Kanzlei einzelne Worte in den Sprachapparat wie Rücksicht, Rücksprache, Befugnis, Auskunft, unerfindlich, und Wendungen wie ein Schreiben erlassen, einen Beamten anstellen oder in Anbetracht, in Rücksicht auf und, um Gottscheds Worte zu gebrauchen, wie „die Mißgeburten alle heißen, die in Wienerischen, Regensburgischen und Wetzlarischen Reichsgerichten, in Kreisversammlungen der Stände und in Kanzleien vieler Städte üblich zu sein pflegen und noch täglich ausgeheckt werden." Gottsched hat es noch erlebt, daß Leipzig selbst und das meißnische Hochdeutsch sich der drohenden Gefahr nicht ganz hat erwehren können. Die rasch auf einander gefolgten Krönungen der Kaiser Karl VII. und Franz I. führten den sächs. Adel und sächs. Beamte nach Frankfurt und in lebendigen mündlichen Austausch mit der wiener Hof- und Kanzleisprache. Kein Wunder, daß östreich. Sprach-

eigentümlichkeiten trotz Gottscheds Widerstreben alsbald in der obersächsischen Litteratur heimisch wurden: das östreich. Pronomen der nämliche für derselbe, obwohl auf Gottscheds index prohibitorum gesetzt, gebraucht bereits Lessing und es gehört trotz seiner Herkunft aus dem östreichischen Kurialstil zum eigentlichsten Apparat unserer modernen Sprache.

Gottsched hatte wie Luther gekämpft und gesiegt, beide haben in der Litteratursprache die Kanzlei unschädlich gemacht, wenn auch die von Luther verpönten beherzigen und ersprießlich oder die von Gottsched verbannten Rücksprache und Auskunft aufgenommen wurden. Noch in einem andern Punkt deckt sich Gottscheds Thätigkeit mit der Thätigkeit des Reformators. Es war nicht bloß die oberdeutsche Sprache des Reichsregiments, die in diesem Kampfe unterlag. Zu dem politischen Übergewicht Oberdeutschlands gesellte sich eine religiöse Macht, die sich der Verbreitung der ostmitteldeutschen Litteratursprache entgegenstellte. Das Hochdeutsche war die Sprache der Reformation, es war mit der Reformation groß geworden. Aber wie sich bei Lebzeiten Luthers die katholische Rheinprovinz, speciell die kölner Druckereien gegen die neue Sprache sträubten, so suchten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die katholischen Landschaften Oberdeutschlands diese Sprache der Reformation des Landes zu verweisen. 1730 hatte sich ein baier. Mönch zu der Behauptung verstiegen, daß „niemals ein ärgerer Sprachverderber in Deutschland

aufgestanden sei als Luther." Und 20 Jahre später fand Gottscheds redliches Bemühen um die Litteratursprache in dem badischen Pater Dornblüth einen fanatischen Kritiker, der Luthers Sprache verachtete und dafür sein Alemannisch ausbot.

Um so glänzender war der Sieg der protestantischen Sprache. Schon 1750 hatte Gottsched die Genugthuung, in Wien Erfolge seiner sprachlichen Bestrebungen zu sehen, und 1762 konnte er in einer neuen Ausgabe seiner Sprachkunst mitteilen, daß in der kaiserlichen Residenz selbst auf allerhöchsten ausdrücklichen Befehl die Jugend des ersten Adels durch seine Sprachlehre in das Hochdeutsche eingeführt werde. Dieser glänzende Sieg Gottscheds sicherte die sprachlichen Errungenschaften der Reformation für die ganze Zukunft.

Aber um in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Wendepunkt unserer Sprachentwicklung zu legen, haben wir uns nicht auf die Momente zu beschränken, welche gleichsam die Sprachbewegung des Reformationszeitalters wiederholen. Es kommen hier Faktoren in Betracht, welche der Sprache frisches Leben und neue Nahrung zuführen.

Gottsched ist von einer lokalpatriotischen Einseitigkeit und Eigensinnigkeit nicht freizusprechen. Die ewige Autorität des Meißnischen, des östlichen Mitteldeutsch war eine Überhebung, die eine nur scheinbare historische Berechtigung hatte. Luther kann dieser Vorwurf nicht treffen. Er führt nicht bloß meiß-

nisches Sprachmaterial in die Litteratur, sondern auch, wie wir gesehen haben, niederdeutsches. Gottsched erwehrte sich aller dialektischen Entstellung seiner Idealsprache — und in diesem Punkte ist die Entwicklung der Litteratursprache ihm zu Trotz vorangeschritten.

Besonders gewichtig war in seinen Tagen die gewaltige Litteraturbewegung, die von der Schweiz ausging und der Sprache wertvolles Material zuführte.

Dies Schweizerische, seit der althochdeutschen Zeit in ganz selbständigen grammatischen Formen sich bewegend, war seit den Tagen des größten althochdeutschen Prosaikers Nôtkêr immer in Gefahr gewesen, sich zu einer selbständigen Schriftsprache etwa wie das Niederländische zu entwickeln. Kulturzentren wie St. Gallen und später Zürich und religiöse und litterarische Bewegungen konnten eine sprachliche Isolierung und Sonderentwicklung der Schweiz begünstigen. Jedoch schon in der mittelhochdeutschen Zeit hatten sich schweizerische Dichter nicht der Bestrebung entzogen, welche auf eine Litteratursprache zielte. So schwer ist es freilich den höfischen Sängern der Schweiz noch nicht geworden, im Gemeindeutsch zu dichten, wie es Haller später von sich behauptete. Das Schweizerische war damals von der Schriftsprache so weit entfernt wie jetzt. Schweizerische Schriftsteller wie Spreng 1745 wünschen für ihre Landsleute Wörterbuch und Grammatik, die den Hauptfehlern der Schweizer im Gebrauch der Litteratursprache gewidmet wären. Kein Wunder, daß noch um 1760 eine Stimme

aus Deutschland sich in gleichem Sinne äußerte: „die Schweizer haben durch ihre Verdienste um die deutsche Litteratur sich eines solchen brüderlichen Unterrichts würdig genug gemacht.“ So begreifen wir, daß Haller gesteht, was wir an der Hand der verschiedenen Ausgaben seiner Dichtungen nachkontrollieren können, daß er nur mühsam seine Sprache nach der herrschenden Litteratursprache habe umbilden können. Ein solcher Dialekt, den eine zähe Existenz, eine eigenartige Lautgebung und ein interessanter Wortschatz charakterisieren, kann in einer Schriftsprache nur unzweifelhaft deutliche und klare Spuren hinterlassen, wofern überhaupt die Möglichkeit einer mundartlichen Einwirkung auf die Litteratur gegeben ist. Und zahlreiche syntaktische und lexikalische Momente unseres modernen Deutsch tragen in der That diesen Stempel, und lange Zeit hindurch ist man sich dieses Einflusses der schweizerischen Schriftsteller aus dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bewußt geblieben.

Wenn wir jetzt Wendungen wie gehen wir, thuen wir das und das! als Adhortative gebrauchen, so begreifen wir es nicht mehr, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schweizerische Schriftsteller, welche sich derselben zuerst in der Schriftsprache bedienten, wegen einer solchen unerlaubten Neuerung mehrfach — so von Moses Mendelssohn und Th. Abbt — den Vorwurf einer unangenehmen und unverständlichen Sprache hören mußten. Prädikativische Partizipial-

konstruktionen wie das und das thuend, ging er von dannen u. s. w. sind trotz Gottscheds Haß auf die Partizipianer aus den Werken der Schweizer in die Litteratursprache aufgenommen.

Solche charakteristische syntaktische Formen stehen nicht vereinzelt da. Seit Hallers Alpen hat das Schweizerische den schriftdeutschen Wortschatz bereichert, mehr wohl als irgend ein anderer deutscher Dialekt infolge einer litterarischen Bewegung. Das Zeitwort staunen ist durch Haller eingebürgert; entsprechen, ein Schweizerwort, das der junge Wieland gebrauchte, empfiehlt Lessing in den Litteraturbriefen. Später ist der Schriftsprache zugeführt das Zeitwort anheimeln, dessen der schweizerische Dialektforscher mit besonderer Liebe gedenkt.

Gottsched und seine Jünger wüteten gegen alles, was unter Schweizermarke den Eintritt in die Litteratur versuchte. So hatte er das Wort Pomp fälschlich im Verdacht, „ein neues alpinisches Gewächs vom Züricher See“ zu sein. Haller, der mit der größten Gewissenhaftigkeit die Idiotismen seiner Heimat auszumerzen bestrebt gewesen, wird verhöhnt, göttingische Unarten dafür eingeführt zu haben. Waren die Obersachsen sicheren Mutes, daß ihre Schriftsprache und ihre Verkehrssprache sich deckten, so schleuderten sie den „alpinischen Barden“ den Vorwurf entgegen, sie schrieben eine Sprache, die nirgends gesprochen werde, weder deutsch noch schweizerisch sei.

Der Gottschedianer Schönaich, der sich zu diesem Vorwurf erdreistete, stellte sich so jener Bestrebung entgegen, welche den litterarischen wie sprachlichen Anschluß der Schweiz aufrecht zu halten suchte. Der Versuch ist den Meißnianern mißlungen. „Mit welchem Eigensinn — sagt Goethe mit Rücksicht auf jene Sprachkämpfe — die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre lang unter diesem pedantischen Regiment gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen wieder in ihre alten Rechte eingesetzt."

Diese Sprachbewegung ist wie für die Sprache so auch für die deutsche Sprachwissenschaft von der größten Bedeutung. Hatte Haller in den ‚Alpen' das sittliche Ideal arkadischer Träumereien in der nächsten Nähe entdeckt, so durfte auch die niedere Sprache, die Mundart und die Sprache des Volkes, nicht so gering geschätzt werden, wie Gottsched es wollte. In Hallers und seiner Landsleute Kämpfen liegen die Anfänge der deutschen Mundartenkunde; Haller hat noch die Entstehung eines berner Idiotikon erlebt. Auch beginnt man jetzt die Sprache der Jäger, der Studenten, der Bergleute u. s. w. der Aufzeichnung für wert zu erachten. Solche Resultate hatte die Sprachschwärmerei des 17. Jahrhunderts weder für die Sprache noch für die Wissenschaft von der Sprache aufzuweisen.

Das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts, das so

den Mundarten einen gemessenen Anteil an der Schriftsprache sichert, sieht noch durch mehrfache Einflüsse von außen, vor allem durch den Einfluß der Antike die Sprache regeneriert. Wir wollen darüber hinweggehen, wie puristische Strömungen dem französischen Lehnmaterial gegenüber sich verhalten haben, und nur kurz einen Punkt zur Sprache bringen, den Einfluß des Englischen auf das Deutsche. Derselbe fand an Bodmer und anderen schweizerischen Britten — wie die Gottschedianer sie benannten — warme Verteidiger und Fürsprecher. So ist jene litterarische Strömung, welche Milton, Shakespeare und die Volkspoesie erhoben hat, an unserer Sprache nicht spurlos vorüberzogen.

Freidenker, Gemeinplatz, empfindsam sind charakteristische Worte der Zeit, welche Lessing englischen Originalen nachgebildet hat oder nachgebildet haben soll. Lessing, in sprachlichen Dingen tiefer und weiter blickend als seine Zeitgenossen — er nennt sich selbst „einen von den entschlossensten Wortgrüblern" — suchte vom stammverwandten Englisch aus unsere Litteratursprache zu beleben — mit derselben zielbewußten Klarheit, mit der er etwa Schweizerworte den zeitgenössischen Schriftstellern empfohlen hat. Wenn er im Vademekum für die vorletzte Zeile die „letzte Zeile ohne eine" schreibt, so schwebt ihm dabei gewiß eher die entsprechende schriftenglische Zählweise vor als eine mundartliche, von der später Adelung etwas zu wissen vorgab. Oder wenn wir bei Lessing Wendungen treffen

wie „das fertige Bild soll den Besteller so warm treffen, als warm er es bestellte“ oder „er ist die Gräfin hier nicht vermuthend“ — so glauben wir hier englisches Vorbild erkennen zu können.

Auch echt deutsch aussehende Worte wie Halle sind in die Litteratur erst mit den englischen Einflüssen gekommen und es ist wahrscheinlich, daß die englische Schriftsprache hier das Vorbild gewesen ist; und Ähnliches scheint von dem Substantivum „das Heim“ (nicht auch von dem Adverb. heim) zu gelten.

Freilich diese Belege sind kein Maßstab für die Größe der Gefahr, welche dem Deutschen von dieser „neuen Goldader“ drohte. Wenn wir den Zeitgenossen glauben dürfen, stand um das Jahr 1750 eine ‚Verbrittung‘ unserer Sprache bevor, der wir nur durch energische Abwehr entgangen sind.

Mögen nun auch noch weitere Momente in jener Zeit an der Genesis unserer modernsten Sprache mitgewirkt haben — der mitteldeutsche Charakter, den Luther unserer Schriftsprache gegeben, ist dadurch im Grunde wenig geändert. Vergessen wir nicht, daß die litterarische Hegemonie auch im vorigen Jahrhundert in Mitteldeutschland ruhte. Und mit dem Meißnerdeutsch, dessen Autorität Gottsched vertrat, waren Lessing wie Goethe in ihrer Studienzeit eng verwachsen. Wie der Träger der Reformation, so stehen auch die Häupter des litterarischen Deutschlands im vorigen Jahrhundert auf dem Boden der mitteldeutschen Sprache. Und

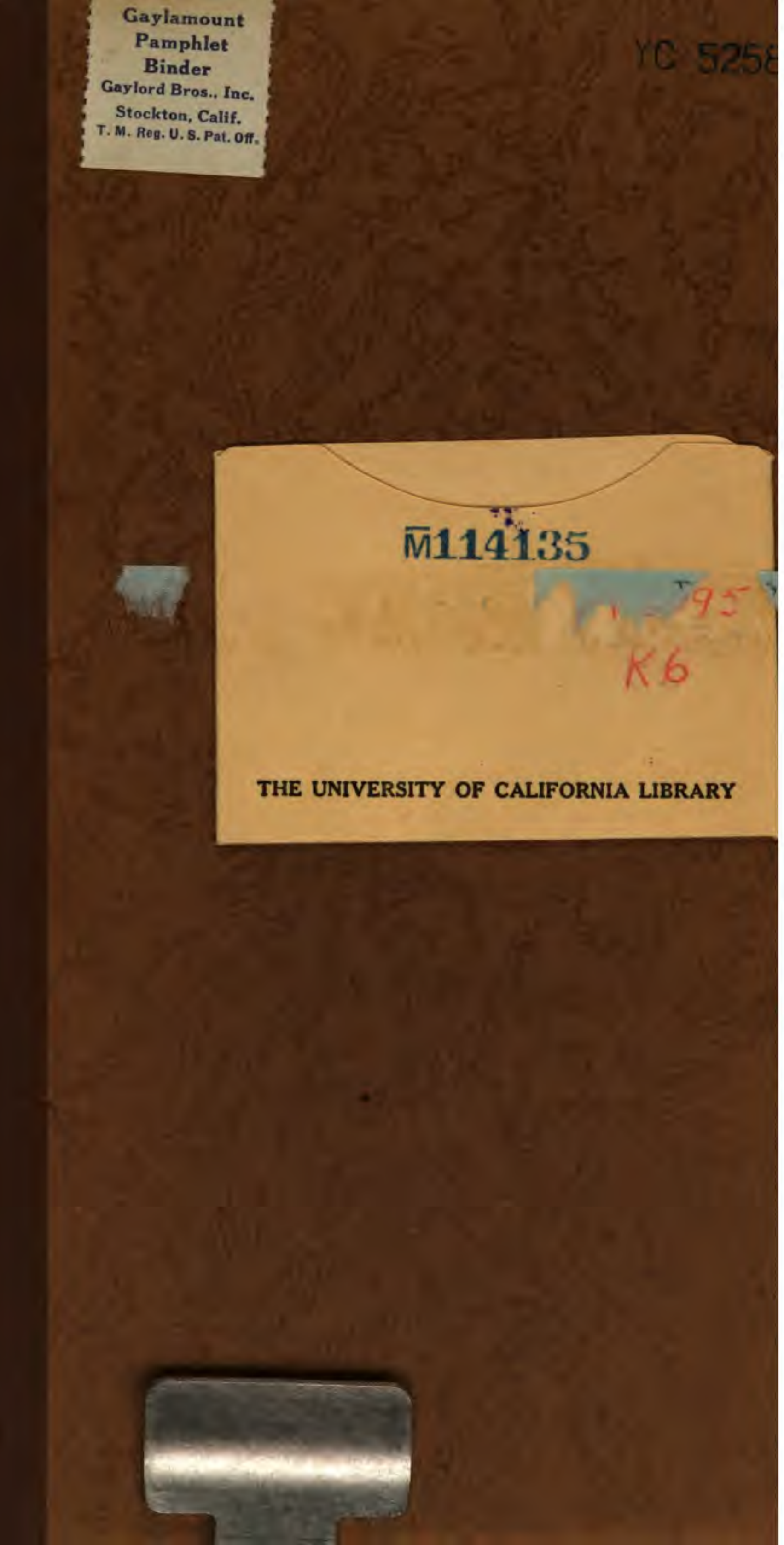
wenn wir den Grundcharakter des Neuhochdeutschen definieren wollen, so ist für die Sprache Luthers wie für die Sprache Lessings der einheitliche mitteldeutsche Typus mit wesentlich östreichischer Vokalgebung nicht zu verkennen. Und dieser Charakter ist nicht vorhanden.

Sie werden es, hochansehnliche Versammlung, dem Etymologen und Lexikographen zu gute halten, wenn ich hier fast ausschließlich Wortmaterialien zur Illustrierung von Epochen vorgeführt habe, die durch andere sprachliche Faktoren ebenso gut beleuchtet werden konnten. Die Aufgaben des Etymologen haben sich geändert mit dem Fortschritt der Sprachstudien. Was Plato und Leibnitz als seine Aufgabe angesehen, ist nach der lexikalischen Arbeit der Gebrüder Grimm und besonders seines Fortsetzers Hildebrand nur ein kleiner Teil seiner Aufgabe. Schleicher hat die ältere Art der Etymologie abgelehnt, um zunächst für die Grundlage der Etymologie — die Grammatik — unbehelligt wirken zu können. Seitdem jedoch durch ihn der Begriff der Entwicklung für die Sprache eine ungeahnte Tragweite erhalten, die kaum schon für ein Gebiet überschaubar ist, fällt dem Etymologen mit Rud. Hildebrands Vorgange eine ganz neue Aufgabe zu: er hat Wortentwicklung, nicht Wortursprung zu ergründen; er will das Einzelne im Zusammenhange des gesamten Sprachbaues und der gesamten Sprachentwicklung betrachten und schließlich die

nationale Kulturentwicklung in der Sprachgeschichte wiederfinden.

In diesem Sinne bitte ich es zu verstehen, wenn ich aus Wortgeschichte Sprachgeschichte, aus sprachlichen Bewegungen geistige Einheitskämpfe darzustellen versucht habe.

Frommann'sche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena. 296.


Gaylamount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros., Inc.
Stockton, Calif.
T. M. Reg. U. S. Pat. Off.
YC 5258
M114135
K6
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

